

Bücher-Rundschau

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **34 (1954-1955)**

Heft 4

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

★ Bücher-Rundschau ★

Redaktion: Dr. F. Rieter

Römischer Staat und Staatsgedanke

«Römisches Staatsrecht», so ist das imposante Werk betitelt, in welchem Theodor Mommsen einst den Staat der Römer beschrieben hat, dieses mehrbändige Werk, das nach wie vor für alle Interessenten am staatlichen und politischen Rom unentbehrlich ist und das darum zu Recht soeben von einem Schweizer Verlag in einem Nachdruck neu aufgelegt wurde. *Römischer Staat und Staatsgedanke* aber nennt sich das Buch, in dem der Althistoriker der Universität Zürich, Ernst Meyer, dasselbe Thema, das Mommsen behandelte, oder doch ein nah verwandtes Thema darlegt¹⁾. Schon im Unterschied der Titelgebung drückt sich die gewandelte Sehweise, das andere wissenschaftliche Vorgehen des heutigen Verfassers aus, und dies unabhängig davon, daß Meyer kürzer und an ein weiteres gebildetes Publikum gerichtet schreiben will.

Mommsen hatte ein staatsrechtliches System, eine Verfassungsordnung gezeichnet und das einzelne mit dem Ganzen logisch-juristisch in gegenseitige Beziehung gebracht, derart, daß im Leser der Eindruck unvermeidlich ist, als habe es im römischen Altertum ein solches formal-umfassendes staatsrechtliches Denken gegeben und als sei durch ein solches Denken der römische Staat wie ein überlegt geplantes und geformtes und im Lauf der Zeiten nach stets neuer Überlegung umgestaltetes Bauwerk errichtet worden. Und gerade um eine «begrifflich geschlossene... Darlegung» zu erreichen, hatte Mommsen, wie er selbst einleitend bemerkte, darauf verzichtet, «die geschichtliche Entwicklung in ihrem Verlauf zur Anschau-

ung zu bringen». Meyer andererseits möchte eher das staatliche Leben greifen und die waltenden Auffassungen und Gesinnungen erkennen, aus denen heraus im historischen Ablauf das eigenartige Staatsgebilde der Römer erwuchs. Wie bei den Römern eine räumlich so weitgespannte und zeitlich so lang sich erhaltende staatliche Organisation entstehen konnte, diese Frage soll bei Meyer, unausgesprochen, immer von neuem gestellt und beantwortet werden. Verständlich also, daß Meyer in seinem Buch das große Kapitel mit der systematischen Darstellung des römischen Staatswesens umrahmt hat durch drei Kapitel, die das geschichtliche Nacheinander bieten.

Warum ist Meyer anders an seinen Gegenstand herangetreten als Mommsen? Darum gewiß vor allem, weil Meyer diesen seinen Gegenstand so betrachtet, wie er heute von der altertumswissenschaftlichen Forschung angesehen wird, von der heutigen Forschung, die vieles von Mommsen gelernt hat und auch künftig noch lernen wird, aber auch manches an Gesichtspunkten und Resultaten dazu gewonnen hat. Und das gibt nun eben dem Buch Meyers seine besondere Bedeutung und seinen besonderen Reiz. Auch bei Meyer können wir uns informieren, wie es um einzelne Institutionen und ihre Praxis steht (ein Sachregister leistet hierfür gute Dienste), daneben aber fühlen wir uns eingeführt in einen Stoff, der, obschon viel durchforscht, heute wieder voller Problematik ist, und an dem wir es ablesen können, welche Wege die Altertumswissenschaft der letzten Jahrzehnte zu gehen versucht hat. Die Problematik, sie tritt uns entgegen vor allem im ersten Kapitel (Ursprünge und Werden), wo wir erkennen, wie viel bei den Anfängen des römi-

¹⁾ Ernst Meyer: Römischer Staat und Staatsgedanke. Artemis-Verlag, Zürich 1948 (Erasmus-Bibliothek).

schen Staates von uns durch kombinatorische Deutung erschlossen werden muß, aber auch erschlossen werden kann; die neuen Wege der Altertumswissenschaft, sie werden uns deutlich wohl am meisten im zweiten Kapitel (Form und Gedanke), wo zum Schluß hingewiesen ist auf die staatlich-politische Mentalität der Römer, auf ihre Vorstellungen um die *auctoritas* und *fides*, auf die römische Verehrung der Ahnen als verpflichtende Vorbilder, auf die Kraft der außenpolitischen Ideologien und anderes mehr. Es hält Meyer da und dort nicht zurück mit seinem eigenen Urteil, im ganzen aber ist er der loyale Berichterstatter über den weiten Umkreis der modernen wissenschaftlichen Meinungen, ein Berichterstatter aber, der es trefflich versteht, das Wesentliche so herauszustellen, daß wir es nie aus den Augen verlieren.

Meyers Buch ist 1498 erschienen, und so haben wir seither auch schon einen ersten Eindruck bekommen können, wie diese neue Darstellung der römischen Staatlichkeit von der Kritik aufgenommen wurde. Da mag es auch für eine außerwissenschaftliche Leserschaft von Interesse sein, daß man Meyer zum Vorwurf gemacht hat, er habe sich, ebenso wie andere Betrachter vor ihm, eine allzu optimistische Auffassung von der römischen Politik gebildet. Mag sein, daß eine Formulierung wie die folgende zunächst etwas überrascht: «So hatte zwar einerseits der enge stadtstaatliche Aufbau Roms durch sein Versagen gegenüber den Aufgaben des Reichsregiments den Sturz der Republik herbeigeführt, ermöglichte nun aber... den Aufbau der römischen Lösung der neuen Monarchie, die dadurch von der zwingenden Alternative Republik oder Monarchie befreit wurde, indem sie diese beiden Formen in einer glücklichen Syn-

these miteinander vereinigen konnte, republikanische... Verwaltungsformen in Rom selber, monarchisches Regiment im größten Teil des römischen Reichs.» Aber es scheint uns hier, wie an einigen anderen Stellen des Buches, der Optimismus durch Meyers knappen und lapidaren Stil eine stärkere Farbe zu bekommen, als sie der Sache nach vom Verfasser aufgesetzt sein soll. Und auch sonst kann unseres Erachtens von zu großer optimistischer Beurteilung nicht die Rede sein. Es waren bei den Römern doch gewisse positive Kräfte am Werk, sonst hätte der römische Staat nicht zu dem großen Reich mit seinen gewaltigen kulturellen Auswirkungen heranwachsen können. Wo wir dieses stete und in der Hauptsache doch sinnvolle Wachsen nicht zu begreifen vermögen, haben wir zunächst allen Anlaß zum Fragen und Forschen nach dem «Warum». Nur dürfen wir nicht oder nicht jedesmal als Antwort und Erkenntnis ein geniales politisches Schöpfertum der römischen Staatsmänner erwarten. Es mag im geschichtlichen Leben auch ein staatspolitisches Verhalten geben, das mit sicherem Instinkt vom Nahen zum Nächsten weiterbaut, mehr konservativ als fortschrittlich, bisweilen sogar mit einem Anflug von Ratlosigkeit oder Starrheit, ein Verhalten aber, dem Erfolge um so mehr zufallen, je mehr es selbst von seiner alleinigen Berechtigung und moralischen Erfüllung durchdrungen ist. Dieses so oder ähnlich den Römern innewohnende politische Verhalten mehr und mehr zu begreifen, das wird unser Wunsch jedesmal, wenn wir uns in diesen innerlich und äußerlich handlichen Band aus der ansprechenden Reihe der «Erasmus-Bibliothek» vertiefen.

Heinz Haffter

Humanismus und Humanität eines Schweizer Schriftstellers

Es gibt in der deutschsprachigen Literatur nicht häufig einen Schriftsteller, den man mit gutem Recht gesellschaftlich oder auch weltmännisch nennen dürfte. Er ist in ihr vielmehr eine seltene und erlesene Erscheinung und darum ganz besonderer Beachtung wert. Es ist ein Schriftsteller, der nicht

einsam-monologisch für sich selber, in sich selbst hinein schreibt, weil er nicht einsam-monologisch denkt und empfindet, sondern sich aus der Notwendigkeit seiner hochkultivierten Natur, aus dem Bedürfnis sprachlich vollkommener Mitteilung mit seinem Wort an die wahrhaft und höchst gebildete Gesellschaft

wendet, nicht etwa nur, weil er ihres Widerhalls bedarf, sondern weil sein Denken und Empfinden bereits ein mehr oder weniger deutliches Gespräch mit der ihm adäquaten Umwelt, Mitwelt, Vorwelt ist, weil sein Werk aus geistigem Kontakt mit dieser Welt, aus dankbarem Empfangen und schöpferischem Anregen erwächst, weil also die Gesellschaft an ihm und seinem Werke mitbeteiligt ist und ihrerseits durch solches Schrifttum sich gebildet und gehoben fühlt. Der gesellschaftliche oder weltmännische Schriftsteller setzt also die Existenz einer Gesellschaft voraus, die durch eine gewisse Übereinkunft des Urteils, des Geschmacks, der edlen Sitte und der schönen Form eine ausgeglichene Höhe des geistigen Niveaus besitzt, für echte Werte offen steht und sich durch stete Bereitschaft zu Austausch und Gespräch verbunden fühlt. Frankreich hat eine solche Gesellschaft, und die französische Literatur ist wesentlich dadurch geprägt.

Ein gesellschaftlicher, weltmännischer Schriftsteller höchsten Ranges ist *Carl J. Burckhardt*, dem darum im deutschen Schrifttum eine besondere Stellung einzuräumen ist.

Er hat in seinen *Reden und Aufzeichnungen* (Manesse Verlag, Zürich) achtzehn bisher einzeln und verstreut erschienene Schriften aus den letzten dreißig Jahren gesammelt und herausgegeben, wofür man ihm zu großem Dank verpflichtet sein muß, weil man all diese Kostbarkeiten nun beisammen hat und so imstande ist, das charakteristische Wesen dieses Geistes klar und einheitlich zu sehen. Es zeigt sich sofort darin, daß dem Gespräch ein so bedeutender Raum gewährt wird. Denn nicht nur das «Gespräch in Peking» und «Die Gespräche in Cressier» (dem Schloß Gonzague de Reynolds) zeigen ihn als Meister dieser Form. Auch die «Erinnerungen an Hofmannsthal, an Rilke («Ein Vormittag beim Buchhändler») — es sind wohl die kostbarsten Juwelen der Sammlung — halten die Gespräche mit diesen hohen Geistern so meisterlich und sinngetreulich fest, daß dadurch die umfangreichsten Bücher über sie aufgewogen werden. Nirgends kommt die tiefe Tragik Hofmannsthals, der zarte Zauber Rilkes so zum Wort wie hier. Burckhardt selbst aber spielt dabei nicht etwa die Rolle eines fragenden, lauschenden, aufzeichnenden Ecker-

mann. Er bewahrt und bewährt seine Persönlichkeit, und man vergißt es nie, daß er ein Partner des Gespräches ist, selbst dann nicht, wenn er sich taktvoll im Hintergrunde hält. Er bleibt doch immer unsichtbar-sichtbar gegenwärtig und bewegt sich anregend und angeregt auf gleicher Ebene mit den großen Geistern, die er heraufbeschwört. Sie suchen gemeinsam, ergänzen sich gegenseitig und entwickeln schöpferische Keime ineinander, ob es nun zur endlichen Übereinstimmung kommt, oder ob eine hochgesinnte, humane Liberalität die Verschiedenheit der geistigen Haltungen gelten läßt, ja auch besonders ins Licht rückt. Nie aber wird das Gespräch zum «Wortwechsel», zum Streitgespräch. Kein Fanatismus kommt auf, oder kommt er einmal auf («Vorbei am Wortwechsel»), so wird er sogleich, schonend, aber entschieden, in seine Schranken verwiesen, und so darf Burckhardt einmal aus eigener Erfahrung sagen, das Gespräch sei das lebendigste Element der Bildung.

Aber nicht nur im wörtlichen, auch im weiteren und weitesten Sinn ist das Gespräch die natürliche Kunstform dieses Schriftstellers. Denn auch wo er von geistigen Ahnen, von Geistern vergangener Zeiten spricht, da spricht er nicht eigentlich über sie und von ihnen, sondern er fühlt sich vielmehr von ihnen angesprochen und spricht selbst zu ihnen. Es sind persönliche Begegnungen mit der Vergangenheit. Die Zeiten neigen sich zueinander und sprechen gleichsam miteinander, führen ein Gespräch. In den «Erinnerungen aus Osteuropa» berichtet Burckhardt von einem großen Weisen, mit dem er in Danzig umging, und dessen Aussprüche, wörtlich zitiert, auf unsere lebendige Gegenwart gemünzt erscheinen. Sein Name, erst am Ende genannt, war — Schopenhauer.

Solche Begegnungen über die Zeiten hinweg, wie sie auch in früheren Essays Burckhardts zu finden sind, bezeugen ein Kontinuitätsbewußtsein, das heute selten geworden ist, und das auch in dem Historiker Burckhardt lebt. «Eruptive Ereignisse» ziehen seinen Blick nicht an. Die weisheitsvolle Ansprache an Maturanden, «Maturität», gibt den jungen Menschen den Rat, nichts zu erzwingen, nichts aufzudrängen, nichts gewaltsam zu ändern, sondern auf den noch wandelbaren Keim zu wirken und ihn organisch reifen zu

lassen. Geduld und Liebe zum Leben ist es, was Wachstum, Frucht und Erfüllung bringt. Der Menschenbildner in der ersten Erzählung «Die Höhle» ist von dieser Art, und sie erinnert an den großen Pestalozzi. Wo er aber, wie in Österreich, in Wien, erlebt, daß die alte Kulturtradition auch durch die Revolution nicht unterbrochen werden konnte, sondern nur langsam und allmählich abblaßt und versinkt, fühlt er sich wie gebannt. Auch Kontinuität ist eine Art von menschlichem Gespräch, die den gesellschaftlichen Schriftsteller innerlichst zur Darstellung nötigt, und wo ein hoher Geist wie Hofmannsthal die alte Kultur Europas nicht zu überleben vermochte, da spürt er wie kein anderer die tragische Größe dieses Untergangs.

Schon dies, daß «Erinnerungen» die häufigste Form der Reden und Aufzeichnungen sind, noch häufiger als Gespräche, ist ein beredtes Zeugnis dieses Kontinuitätsbewußtseins, das in Burckhardt waltet. In seiner Erinnerung lebt die Vergangenheit fort, aber so verwesentlicht, ja man könnte sagen: verewigt, daß sie das reine Bild vergangener Gestalten zu dauerndem Sein, zu bleibender Gegenwart erhöht. Ist es «Erinnerung an jungverstorbene Freunde», so läßt auch sie den Gedanken an einen jähen und gewaltsamen Abbruch des Lebens nicht aufkommen; denn die Erinnerung macht offenbar, daß diese Jungverstorbenen auch Jungvollendete waren und ihre Reife schon vorausgenommen hatten. Reif sein ist alles.

Neuerungssüchtige, gewaltsam ändernde Geister und Zeiten aber bleiben ihm fremd. Auch rennt er nie der Mode des Tages nach. «Was allzu heutig ist, wird allzu schnell gestrig.»

In dem Essay über Basel wird gerade diese abwartende Haltung als ein wesentlicher Charakterzug seiner Heimatstadt genannt, und man wird auch andere Züge in Burckhardt bemerken, die ihn mühelos als Bürger Basels kenntlich machen. Seine eigene Charakteristik der Stadt ist der beste Führer zu dieser Erkennung. Wenn er den gleichgewichtigen und ausgewogenen Baustil des alten Basel verschwinden und dafür «etwas wuchern» sieht: «Etwas ist aus dem Gleichgewicht gefallen, etwas wuchert. Wucherung aber ist ungesund und auch ungemein unbaslerisch», so wird man dabei an Burckhardts eigenen,

ausgewogenen und gleichgewichtigen Sprach- und Kompositionsstil denken, dem alle Wucherung fern und fremd ist. Wenn er es als besonders baslerisch erklärt, daß hier das Pathos völlig verpönt ist, so ist es auch in seinem Werk, auch da, wo er als Redner auftritt, in den «Gedanken über Goethes Idee der Gerechtigkeit» oder in der Ansprache an Maturanden durchaus verpönt. Er bemerkt denn auch mit zustimmender Genugtuung, daß «die Naivität des Rationalen» in Frankreich den ja leicht der Wucherung und dem Pathos verfallenden Barock überwunden habe. Wenn der Basler Freund Bernoulli den Baslern einen «rücksichtslosen Realismus, verbunden mit dem äußersten Zartgefühl für letzte physiognomisch-psychologische Wahrheiten» nachsagt, so wird man freilich bei Burckhardt solchem rücksichtslosen Realismus nicht begegnen, aber jenes Zartgefühl für physiognomisch-psychologische Wahrheiten ist in den Erinnerungen an Hofmannsthal, an Rilke, an jungverstorbene Freunde unverkennbar. Wenn er dieser Stadt den hohen Ruhm zuspricht, das eigentlich europäische Problem, das deutsch-französische nämlich, in ihrer Weise gelöst zu haben, so wird man in ihm selbst das repräsentativste Beispiel dieser Versöhnung finden. Besonders aber ist es der Humanismus, der den Sohn der alten Humanistenstadt von Grund auf, durch und durch gebildet und geformt hat, und damit ist er auch bereits, wie jeder echte Basler, über die Heimatstadt hinausgewachsen.

Denn der Humanismus ist es, der das gemeinsame Erbe der europäischen Völker bewahrt. Daß er heute in der Schweiz noch besonders lebendig ist, kann kein Zufall sein. Denn die Schweiz als das einzige Land, das heil und aufrecht aus den Katastrophen Europas hervorgegangen ist, hat damit die natürliche Bestimmung empfangen, das europäische Kulturgut durch den Sturm der Zeiten zu retten. Daß diese Bestimmung ihr keinen antiquarischen Charakter gibt, und daß sie sich mit der Erfüllung der dringendsten Aufgaben unserer Gegenwart verträgt, ja daß sogar beides einander hilft und stützt, das zeigt jene schöne Verbindung von Humanismus und tätiger Humanität in Burckhardts Wirksamkeit und Werk. Das ist es denn auch besonders, was ihn von dem ihm nahestehenden Hofmanns-

thal unterscheidet. Auch er gewiß bewahrte und mehrte das europäische Gut. Aber er konnte seinen Verlust nicht überstehen und mußte mit ihm untergehen. Der schweizerische Schriftsteller aber kann diese Gefahr des guten Europäers überwinden, indem er dem alten Humanismus die Seele tätiger Humanität einhaucht. Kein anderer als Burckhardt hätte denn auch jenes zauberhafte Gespräch im Laden eines Pariser Antiquariats zwischen Rilke, Lucien Heer und ihm selber schreiben können, wo der Buchladen zu einem Spiegel Europas, einem europäischen Mikrokosmos, und das Gespräch zu einem europäischen Gedankenaustausch wird.

Aber dieser vollendet weltmännische, völlig unprovinzielle Schriftsteller kann auch an den Grenzen Europas noch nicht Halt machen. Denn seine Heimat ist die Welt. Er hört auch die Stimmen des Ostens und erfährt, was sie den abendländischen Kontinent gerade in dieser aufgewühlten, allerschütternden Zeit an bedeutsamer Weisheit lehren können, indem sie seinen Geist erst zu Allmenschlichkeit zu ergänzen und zu vertiefen vermögen. In jener Rede «Maturität» deutet Burckhardt denn auch darauf hin, was Europa von östlicher Weisheit lernen könnte: Europa habe es mit seinem Willenskult vollständig verlernt, die Selbstwirksamkeit der Dinge zu spüren, und was ihm am meisten fehle, sei die wahre Geduld des Zutrauens. Das «Gespräch in Peking» ist ein west-östliches Gespräch, und es erinnert an Goethes West-Östlichkeit, wie Goethe ja überhaupt ein geistiger Ahne und Meister Carl Burckhardts war, in Bildung des Geistes und des Stils.

So beginnt denn die Sammlung der «Reden und Aufzeichnungen» sofort mit der in Frankfurt gehaltenen Rede: «Gedanken über Goethes Idee der Gerechtigkeit», und die Gerechtigkeit Goethes wird darin erkannt, daß Goethe, der in sich selbst die äußersten Gegensätze umfassen und in harmonischem Gleichgewicht halten konnte, so auch in seinem gesamten Weltbild jedem an seiner Stelle, seinem Ort und seiner Zeit den ihm gemäßen Rang und Platz einräumt und so ein großes Gleichgewicht, Ausgewogenheit, Ordnung und Harmonie in der allgemeinen Lebenseinheit erschaut. Man darf dem von Goethes Geist berührten Redner das Recht zusprechen,

sich so zu Goethe zu bekennen. Denn Ausgewogenheit und Gleichgewicht, Gerechtigkeit und Maß herrscht auch in seiner Welt, die er in unserer aus Gleichgewicht und Maß gefallenen Zeit behauptet und verteidigt.

Daß Carl Burckhardt nun auch mit *Drei Erzählungen* (Manesse Verlag, Zürich) als Künstler und Dichter hervortrat, wird niemanden verwundern. Es mußte wohl einmal geschehen, und man könnte höchstens verwundert sein, daß es nicht schon früher geschah. Denn sein künstlerisches Ingenium trat bereits in seinen wissenschaftlichen Werken, seinem Richelieu und seinen historischen Essays klar zutage. Der humanistische Schriftsteller kann zwischen Wissenschaft und Kunst keine scharfen Grenzen setzen, weil er auf die Ganzheit des Menschen und seines Ausdrucks dringt. Hat er es doch einmal ausgesprochen, daß auch Politik immer eine Kunst sei. Das Gespräch wird von ihm als Kunstwerk behandelt und ganz in jener Stimmung und Atmosphäre dargestellt, in der es einmal stattfand. Die Profilierung einer Landschaft, ob des Genfersees oder des Bodensees, einer Stadt, ob Basel, Wien oder Paris, eines Menschen, ob eines Künstlers (Dinu Lippatti, Carl Blechen, Rodin), ob eines Diplomaten oder eines Mäcen (Werner Reinhard), verrät in ihrer Plastik und Herausarbeitung einer Individualität — und auch eine Landschaft, eine Stadt wird von ihm als Individualität gesehen — die Hand des Künstlers. Der Sprachstil ist künstlerisch und hat sich an Goethe, wohl auch an Stifter, geschult, und seine wesentlichen Eigenschaften sind: Anmut, Ausgewogenheit und Proportion, schwebende Leichtigkeit, die alle Schwere des Stoffes überwindet, Ebenmaß, Urbanität, ohne je konventionell zu sein. Zwischen dem Stil der «Reden und Aufzeichnungen» und dem der «Drei Erzählungen» besteht so kaum ein wesentlicher Unterschied. Auch könnte man sich denken, daß hier wie dort wahrhaftige Begegnungen und Erlebnisse der Darstellung zugrunde liegen.

Aber die Erzählungen umschreiben eine weitere Menschenwelt und loten in tiefere Tiefen des Menschentums. Denn wenn in den «Reden und Aufzeichnungen» die Sympathie für wohlgeratene, an Leib und Seele gesunde, edle, ausgewogene, ebenmäßige und in sich sel-

ber ruhende Gestalten auffällt: in den Novellen weitet sich der Kreis, und sie sind dunkler getönt, weil die Menschen in ihnen problematischer und gefährdeter sind, weil hier aus dunklen Tiefen drohende Kräfte, «Erdkräfte», in die Bewußtseinswelt eindringen. Symbol dieser untergründigen Seelen- und Sinnenwelt ist in der ersten Erzählung die unterirdische Höhle, die zwei jungen, triebhaften Menschen fast zum tragischen Schicksal wird. In der letzten Erzählung aber: «Die Jagd», überrascht der sublimen Geist des Dichters mit den großartig dargebrachten Berichten von dunklen Sagen und Spukgeschichten des Volkes, die in noch tiefere Schichten als in jene untergründige Triebwelt hinableuchten, und es wird offenbar, daß der Dichter der Erzählungen den Humanismus auch in diesem Sinn mit Humanität versöhnt, daß seiner Kenntnis und seinem Verständnis das Menschentum in weit größerem Umfang und auch in seinen dunkleren Tiefen, das Leben auch in seiner Problematik offensteht,

mag auch die obere und klare Welt die eigentliche Heimat seines Geistes sein.

Als ein letzter Zug humaner Kunst sei endlich noch dieser genannt: Wenn Burckhardt in den «Reden und Aufzeichnungen» einzelne Gestalten zu umreißen wußte oder in den aufgezeichneten Gesprächen geistige Beziehungen zwischen hohen Menschen aufwies, so hat er nun in den Erzählungen, besonders in der ersten, die rein und ewig menschlichen Fäden zwischen Mutter und Kind, Erzieher und Zögling, Freund und Freund, Mann und Weib, mit größter Zartheit und Wahrheit zum Kunstwerk verwoben. Die hohe Kultur des europäischen Geistes hat in Burckhardt, wie man jetzt aus den Erzählungen erfahren kann, das Band mit der Natur und mit dem Volk durchaus nicht verloren, so wie sein Humanismus die Tathaftigkeit nie verlor, und darin darf man vielleicht den Anteil der schweizerischen Heimat an diesem guten Europäer erkennen.

Fritz Strich

Basler Studien zur Kunstgeschichte

Aus den Verpflichtungen heraus, die dem Basler Lehrstuhl für Kunstgeschichte durch Namen wie Jacob Burckhardt erwachsen sind, ist die Reihe der *Basler Studien zur Kunstgeschichte* entstanden, denen sorgfältige Dissertationen von allgemeinem Interesse zugrunde liegen. Ihr Stoffkreis ist zum Teil inspiriert durch die Forschungen des gegenwärtigen Ordinarius, *Joseph Gantner*, dessen eigene in den letzten Jahren entstandene Arbeiten hier zunächst kurz gewürdigt werden sollen.

In der notgedrungenen Kürze einer Gedenkrede umreißt Gantner nicht nur in meisterhafter Eindringlichkeit das Leben von *Lionardo da Vinci*, sondern auch die wesentlichsten Probleme seines Schaffens, in welchem sich eine ganze Welt verschiedenster Wissensgebiete wieder spiegelt¹⁾. Für Gantner steht dabei im Mittelpunkt von Lionardos Wesen die Malerei und hier wiederum die Skizze. Angesichts dieser für den universalen Meister so wesentlichen Äußerung entsteht der Begriff der «Präfiguration», als eines gerade für unser modernes

Empfinden bedeutungsvollen Zwischenbereiches, der von den allgemeinen Vorstellungsformen, welche der Künstler als Kind seiner Zeit in sich birgt, über alle Stufen der Skizze bis zum Beginn der endgültigen Verwirklichung reicht.

Den Begriff der «Präfiguration» überprüft Gantner auf seine Fruchtbarkeit hin in einer größeren Arbeit über *Rodin und Michelangelo*²⁾. Hier ist es das für die neuere Kunstgeschichte so wichtige Phänomen des Unvollendeten, das bei dem großen Florentiner in seinem ersten Auftauchen, bei dem hervorragendsten Bildhauer des französischen 19. Jahrhunderts dagegen in seinem Endzustand und als Übergang zu den völlig neugearteten Kunstströmungen des 20. Jahrhunderts gewürdigt wird. Bei aller Sorgfalt, mit welcher den menschlichen und formalen Berührungspunkten zwischen Rodin und Michelangelo nachgegangen wird, sind doch für Gantner in erster Linie die Unterschiede zwischen den beiden Meistern wichtig. Maßgebend ist der Begriff der Präfiguration vor allem für Michel-

angelo, für den er, im Unterschied zu Lionardo, eine zu tiefst tragische Bedeutung gewinnt. Denn aus dem Wissen um das letztlich Undarstellbare seiner religiösen Themen gerät der Meister in Konflikt mit der Idee des Renaissance-Kunstwerks, die nach sinnfälliger Vollkommenheit verlangt. Daß das Unvollendete im Sinne verschieden intensiv durchformter Werkzonen, oder m. a. W. verschiedener Realitätsgrade, den Stil Michelangelos schon von seinen frühesten Werken an bestimmt und als Kunstform durch den ganzen Barock hindurch bis zu Rodin, als dessen letztem Ausläufer, gepflegt wird, weist Gantner ebenfalls nach, wie überhaupt der Wert seiner ebenso subtilen wie weitausgreifenden Untersuchungen gerade in der Ausweitung des Einzelfalles zum Typisch-Allgemeinen liegt. In diesem Sinne gelingt es dem Basler Gelehrten, in welchem sich übrigens der Forscher mit dem Sprachkünstler verbindet, Bedeutendes über den künstlerischen Schaffensprozeß überhaupt auszusagen. Auch wenn einzelne überraschend aufgezeigte Zusammenhänge oder kühn formulierte Thesen zum Widerspruch aufrufen können, so schmälern solche Anregungen zu grundsätzlicher Diskussion in keiner Weise den Gehalt dieses im übrigen reich illustrierten Buches.

Im unpersönlicheren Bereich der mittelalterlichen Kunst hat Gantner selbst in einem schon 1941 erschienenen Buch, unter dem Titel *Romanische Plastik*, Probleme des Inhalts und der Form mit teilweise neuen Begriffen dargestellt³⁾. Aus der gleichen Epoche greift sein Schüler, *Hans Maurer*, im sechsten Band der «Basler Studien zur Kunstgeschichte» die *romanischen und frühgotischen Kapitelle der Kathedrale Saint Pierre in Genf* heraus⁴⁾. Er faßt zunächst in knapper, doch ausgezeichnete Formulierung die bisherigen Resultate der Baugeschichte zusammen, um dann eingehend sein eigenes Forschungsgebiet, nämlich die Kapitell-Skulpturen, zu behandeln. Auch hier fußt der Verfasser auf den Resultaten der Genfer Lokalforschung, vor allem Martins, doch gelingt es ihm in eingehenden formalen und ikonographischen Analysen, die Entwicklung auf drei Stilstufen zu reduzieren, in denen sich die Übergänge von der Romantik zur Gotik sehr flüssig vollziehen. — Im übrigen beweist diese Arbeit mit musterhafter Gründlichkeit, wie

die künstlerische Leistung nicht nur isoliert, sondern vor allem in ihren Zusammenhängen gewürdigt werden soll. Gerade die Kapitelle von St. Pierre beweisen, wie im 12. und 13. Jahrhundert jede Form auch ihren Sinn besitzt, dessen Erkenntnis mit zu den Aufgaben der modernen Kunstwissenschaft gehört.

Ebenfalls auf ein bestimmtes schweizerisches Beispiel konzentriert sich die Monographie, die *Gottlieb Loertscher* der *romanischen Stiftskirche von Schönenwerd* widmet⁵⁾. Der Bau gehört mit seinem frühromanischen Kern, den im 18. Jahrhundert das Rokoko mit reizvollen Stukkaturen übersponnen hat, zu den historisch bedeutendsten Denkmälern unseres Landes. Vor allem den mittelalterlichen Bauteilen widmet Loertscher eine eingehende Untersuchung, die sich zum Teil auf umfangreiche, unter seiner Leitung vorgenommene Grabungen stützen konnte. Mit den Exkursen über den Apsidenabschluß der Ostpartie und die Blendbogengliederung des Außenbaues stellt der Verfasser sein Monument nicht nur in die allgemeinen europäischen Zusammenhänge, sondern er gibt zugleich einen wertvollen Überblick über die Probleme des frühromanischen Kirchenbaues überhaupt. Zu diesen gehört nicht zuletzt das auch für Schönenwerd wichtige sog. «Westwerk», d. h. die fast burgartig hohe Betonung der turmbewehrten Eingangsseite. Die wissenschaftliche Rekonstruktion dieses Bauteils für Schönenwerd bildet das Hauptstück der für die Behandlung eines mittelalterlichen Bauwerks mustergültigen Arbeit, die übrigens schon in einem früher erschienenen Beitrag der Basler Studien, der von *Hanspeter Landolt* behandelten *Jesuitenkirche in Luzern* ihr Gegenstück aus der Epoche des Barock besitzt⁶⁾.

Zu den Grundfragen künstlerischer Gestaltung gehört der Zusammenhang zwischen Werkstoff und künstlerischer Form, den Gottfried Semper in seinem einst berühmten Buch vom «Stil» noch rein materialistisch sah, und den im gleichen Sinne auch die Kunst zwischen 1920 und 1930 in ihrer Theorie und Praxis betonte. *Ernst Murbach* untersucht in einer klug geschriebenen Arbeit die gleichen Zusammenhänge auf neuer, geistiger Grundlage, die er methodisch auf das solideste sichert; er sieht zwischen Form und Stoff vor allem den gestaltenden Willen des Künstlers, der erst

aus den jedem Material eigenen Möglichkeiten die Wirklichkeit des einzelnen Kunstwerks schafft⁷⁾. Murbach besitzt ein unmittelbares Sensorium für bildhauerische Werte überhaupt; doch er beschränkt seine Untersuchungen absichtlich auf die für seine Fragestellung besonders fruchtbare Zeit der deutschen und der schweizerischen Spätgotik, in welcher der Werkstoff unmittelbarer als im vorgehenden Hochmittelalter der künstlerischen Absicht dienstbar gemacht wird. Es gelingt Murbach, einen «Steinstil» zu analysieren, der in seinem strengen und geschlossenen Aufbau die Ruhe und Klarheit des Monumentalen zeigt. Auf der anderen Seite steht der «Holzstil», der in oft fragiler Kleinteiligkeit ein malerisches Spiel von Licht und Schatten sowie einen ungleich größeren Bewegungsreichtum ermöglicht. Damit wird der eher kühlen Abstraktion des Steins die Intimität eines unmittelbar aus dem Werkstoff gewonnenen Lebens entgegengesetzt. Die Probleme, die Murbach aufwirft, sind zu tiefgreifend, als daß ihre Behandlung nicht bisweilen auch Widerspruch erregen könnte; doch bleibt der Arbeit auf alle Fälle das Verdienst, auf einem bisher eher vernachlässigten Gebiet fruchtbare Anregungen zu schenken.

Die Basler Plastik der Spätgotik, die schon für die Untersuchungen Murbachs wesentliches Material geboten hatte, wird in der Gesamtheit ihrer Entwicklung und ihrer auswärtigen Beziehungen von *Annie Kaufmann-Hagenbach* dargestellt, wobei der Basler Bereich nur den bereits veröffentlichten Ausschnitt einer Arbeit bildet, welche die spätgotische Skulptur der ganzen Schweiz behandelt⁸⁾. Dieser Studie ist in der Augustnummer 1953 dieser Zeitschrift bereits eine Einzelbesprechung gewidmet worden, so daß wir uns hier mit einem Hinweis begnügen können.

Neuere Schweizer Kunst behandelt *Liselotte Fromer-Im Obersteg* in ihrer Studie über *die Entwicklung der Schweizerischen Landschaftsmalerei im 18. und frühen 19. Jahrhundert*, einem Zeitraum, in welchem unser Land für die europäische Landschaftsmalerei besonders fruchtbar wird und sich eine Gestalt wie Salomon Geßner sogar zu europäischem Range erhebt⁹⁾. Aus einer Fülle genauer Stilanalysen einzelner Werke entsteht die Gruppierung von J. B. Bullinger und J. H. Wuest zur noch ba-

rocken Landschaft und von J. P. Birman, P. L. De la Rive und L. Heß zur klassizistischen Landschaft, während Salomon Geßner durch seine Rokoko-Idylle und seine Stellung zum frühen Klassizismus charakterisiert wird. In der realistischen Landschaftskunst, wie sie seit dem späten 18. Jahrhundert durch die Kleinmeister J. L. Aberli, Caspar Wolf, Ludwig Heß und ihre Nachfolger gepflegt wird, sieht die Verfasserin den eigentlichen Höhepunkt der Entwicklung, weil sich hier die eigentümlich schweizerischen Möglichkeiten am ehesten ohne falschen Kompromiß erfüllten, im Unterschied sowohl zum naturfernen Barock wie auch zum Klassizismus und zur nachfolgenden Romantik, die durch S. Birman, M. de Meuron, W. A. Toepffer und in einer pathetischen Spätphase durch die Alpenmaler F. Diday und A. Calame vertreten ist. In der auf eingehenden Einzeluntersuchungen fußenden Arbeit fällt die etwas einseitige Bewertung jener Werke auf, die

1) Joseph Gantner: *Lionardo da Vinci*. Helbing & Lichtenhahn, Basel 1952. 2) Joseph Gantner: *Rodin und Michelangelo*. Anton Schroll, Wien 1953. 3) Joseph Gantner: *Romanische Plastik*. Anton Schroll, Wien 1941. 4) Hans Maurer: *Die romanischen und frühgotischen Kapitelle der Kathedrale Saint Pierre in Genf*. Basler Studien zur Kunstgeschichte, Band VI. Birkhäuser, Basel 1947. 5) Gottlieb Loertscher: *Die romanische Stiftskirche von Schönenwerd*. Basler Studien zur Kunstgeschichte, Band V, Basel 1952. 6) Hanspeter Landolt: *Die Jesuitenkirche in Luzern*. Basler Studien zur Kunstgeschichte, Band IV, Basel 1947; siehe Besprechung von Dr. Samuel Guyer, Juniheft 1949, S. 186. 7) Ernst Murbach: *Form und Material in der spätgotischen Plastik*. Basler Studien zur Kunstgeschichte, Band I, Basel 1943. 8) Annie Kaufmann-Hagenbach: *Die Basler Plastik des 15. und frühen 16. Jahrhunderts*. Basler Studien zur Kunstgeschichte, Band X, Basel 1952. 9) Liselotte Fromer-Im Obersteg: *Die Entwicklung der Schweizerischen Landschaftsmalerei im 18. und frühen 19. Jahrhundert*. Basler Studien zur Kunstgeschichte, Band III, Basel 1945. 10) Emil Maurer: *Jacob Burckhardt und Rubens*. Basler Studien zur Kunstgeschichte, Band VII, Basel 1951.

sich durch ihre Naturnähe auszeichnen und den Realismus des 19. Jahrhunderts vorbereiten, wobei demgegenüber der Eigenwert der barocken Landschaftskunst etwas übersehen wird, die in der Schweiz, dem Land einer nicht unbedingt negativ zu bewertenden Stilverspätung, oft so liebenswürdig ausklingt.

Zum Schlusse dieser im übrigen nur einen Teil der seit 1943 erscheinenden Basler Studien zur Kunstgeschichte umfassenden Sammelbesprechung sei noch der Band gewürdigt, den *Emil Maurer* dem Verhältnis Jacob Burckhardts zu Rubens widmet¹⁰⁾. Die Begegnung und Erinnerung, in der sich Burckhardts Umgang mit Rubens vollzog, wird durch das ganze Leben des Gelehrten hindurch verfolgt, von den ersten vagen und oft nur durch einen Abglanz der Originale vermittelten Ein-

drücken bis zur Entstehung jenes vermächtnishaften Spätwerks, den «Erinnerungen aus Rubens». Bei der auf das gründlichste fundierten Arbeit, die bei aller Kritik von verehrungsvoller Liebe für den großen Basler erfüllt ist, handelt es sich um weit mehr als um die «Interpretation einer Interpretation». Denn gleichzeitig wird im Hinblick auf Rubens die ganze wissenschaftliche Biographie Jacob Burckhardts entfaltet, in dessen geistige Werkstatt sich dabei die fesselndsten Einblicke öffnen. Im ganzen ist es ein doppelter Weg, den hier Emil Maurer in seiner wertvollen Darstellung dem Leser weist: ein Hinweg durch Burckhardt zu Rubens und ebenso durch Rubens zu Burckhardt.

Richard Zürcher

Capitalism and the Historians

Unter diesem Titel hat *F. A. Hayek*, Professor der Sozialwissenschaften an der Universität Chicago, einen Sammelband herausgegeben, in dem er und vier weitere Nationalökonomien kritisch zu der Frage Stellung nehmen, ob die Wirtschaftshistoriker die sozialen Verhältnisse in der Frühzeit des «Kapitalismus» vorurteilsfrei beschrieben haben¹⁾. Die Aufsätze stellen Beiträge zu einer Diskussion dar, die im Rahmen einer Tagung der Mont Pélerin Society in Beauvallon, Frankreich, im September 1951 über das gleiche Thema abgehalten wurden und nun hiermit einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden. Diese Studien werden ergänzt durch zwei früher verfaßte Abhandlungen von *Ashton* und *Hutt*, die durch mehr statistisch-dokumentarische Angaben die Gesamtdarstellung abrunden. Das Ziel dieser Publikation ist, um mit Hacker zu sprechen, «to save the term from the opprobium from which it suffers».

¹⁾ *Capitalism and the Historians* by T. S. Ashton, Louis Hacker, F. A. Hayek, W. H. Hutt, Bertrand de Jouvenel. University of Chicago Press, Chicago 1954. Vgl. Besprechung des Buches durch Professor Röpke in NZZ Nr. 614 und 615.

In der längeren, sehr klar abgefaßten Einleitung mit dem Titel *History and Politics* legt *F. A. Hayek* den Grundgedanken dar, der zu dieser Diskussion veranlaßte und sich kurz etwa so formulieren läßt: Nimmt man — entgegen der verbreiteten pessimistischen Auffassung — an, daß der Mensch doch aus der Geschichte zu lernen bestrebt ist, so kann man sich immerhin fragen, ob er dann auch immer die Wahrheit lerne. Falsche Interpretationen historischer Ereignisse haben nach Hayek zur Bildung von Mythologien geführt, deren Wirksamkeit auf die Meinungsbildung den Einflüssen historischer Tatsachen nicht nachsteht. Den letzten zwei oder drei Generationen von Wirtschaftshistorikern wirft Hayek nun vor, recht ausgeprägt einer sozialistischen (d. h. materialistisch-deterministischen) Geschichtsbeschreibung gehuldigt zu haben. So hätten Marx, Engels, W. Sombart, S. und B. Webb ganz eindeutig ihre Darstellungsweise als Mittel politischer Agitation betrachtet. So sei es auch kein Zufall, daß sich die in den sechzig Jahren vor dem ersten Weltkrieg einflußreichste Gruppe von Wirtschaftshistorikern, die deutsche Historische Schule, stolz als «Kathedersozialisten» bezeichnet hätten, was u. E. allerdings nicht

ganz zutrifft. Der Mangel an theoretischem Denken habe sie aber zu Opfern der volkstümlichen Meinung ihrer Zeit gemacht. Ohne den guten Willen zu korrekter Darstellung zu bezweifeln, dürfe man doch keine so folgenschweren Entstellungen zulassen, die ein System herabsetzen, das den Menschen erstmals das Gefühl gegeben habe, daß die wirtschaftliche Misere überwindbar sei. Deshalb muß man nach Hayek eindringlich fragen: 1. Was geschah tatsächlich? 2. Wie stellten es die Historiker dar? und 3. Warum stellten sie es so dar?

Insbesondere zu den ersten beiden Fragen nimmt *T. S. Ashton* in seinem Aufsatz *The Treatment of Capitalism by Historians* Stellung und gibt in seinem zweiten Aufsatz einen Überblick zur Entwicklung des Lebensstandards des englischen Arbeiters in den Jahren 1790 bis 1830. Als Professor für Wirtschaftsgeschichte an der Universität London hat Ashton einen guten Überblick über das Geschichtsbild seiner Schüler und der jungen Akademiker in aller Welt. Nach dem Urteil, das viele Vertreter der kommenden Generation von Politikern, Beamten, Industriellen u. a. m. in ihren wissenschaftlichen Arbeiten zum Ausdruck bringen, war der Lauf der englischen Geschichte von 1760 bis zur Errichtung des «Wohlfahrtsstaates» im Jahre 1945 durch wenig anderes gekennzeichnet als Mühsal, Schweiß und Unterdrückung. Auf der Suche nach den Ursachen dieser heutigen Anschauung fand Ashton nun nicht nur das Vorhandensein eines gewissen jugendlichen Pessimismus, sondern auch den Einfluß der Wirtschaftshistoriker. Ashton, der sich eingehend mit den Berichten der «Blue Books» und der «Royal Commissions und der Wohnungsmisere in den wachsenden Industriestädten auseinandersetzt, meint, daß die Historiker die Entwicklung der sozialen Verhältnisse unter verschiedener Perspektive sahen. Richtete die eine Gruppe von gewiß ernstzunehmenden Ökonomen wie Mill, Malthus und McCulloch ihre Blicke auf die benachteiligte Masse der Handwerker, Bauern und Entwurzelten, so sahen andere, wie Rickman und Chadwick, nur die Fortschritte in der industriellen Entwicklung. Daraus erklären sich viele der s. Zt. entstandenen gegensätzlichen Darstellungen und Auffassungen.

Louis Hacker, Dekan der «School

of General Studies» an der Columbia-Universität, legt die Gründe für die antikapitalistischen Vorurteile der amerikanischen Historiker dar. In einem ersten Abschnitt setzt er sich mit Ashton auseinander, der ihm nahelegt, die Sombartsche Methodik zu meiden. Im zweiten Abschnitt zeigt Hacker dann, daß keineswegs Marxsche Ideen allein von Einfluß waren. Für die eigentliche Wurzel antikapitalistischer Einstellung hält Hacker den Kampf zwischen «Jeffersonismus» und «Hamiltonismus» um das Verhältnis von Staatskunst und Wirtschaftspolitik.

Die Frage, warum die Historiker antikapitalistisch dachten, behandelt *B. de Jouvenel*. In seinem interessanten Aufsatz *The Treatment of Capitalism by Continental Intellectuals* betont der französische Publizist und Wirtschaftshistoriker, daß gar nicht ausgesprochen die Historiker diese Einstellung hegten. Es sei Tatsache, daß die Ablehnung in weiten Kreisen der Intelligenz überhaupt verbreitet war, ehe nur die Historiker begannen, über soziale Mängel des kapitalistischen Systems zu berichten. In einer befriedigenden gesellschaftlichen Eingliederung gerade der Intellektuellen sieht de Jouvenel eine wichtige zukünftige Aufgabe.

W. H. Hutt, Professor der Handelswissenschaften an der Universität Kapstadt, gibt abschließend einen Überblick über die Bedeutung des englischen Fabriksystems und unterzieht die Fabrikgesetzgebung einer kritischen Betrachtung.

Überblicken wir den Inhalt des vorliegenden Sammelbandes, so finden wir namhafte Vertreter des angelsächsischen Neoliberalismus bemüht, das privatkapitalistische Wirtschaftssystem von dem Odium zu befreien, von Anfang an soziale Mißstände hervorgerufen zu haben. Mehrfach tritt die klassische liberale Auffassung hervor, daß «in the long run» eine nur diesem System eigene Fähigkeit zu gewaltiger Produktivitätssteigerung alle sozialen Spannungen lösen helfe, was auch statistisch belegt wird. — Kontinentaleuropäische Neoliberale wie *Röpke*, *Rüstow* u. a. leugnen hingegen die unglückliche «Vitalsituation» (*Rüstow*) der im Gefolge des Industriesystems entstandenen Proletarierschicht nicht. Sie betrachten — nach ihren Werken zu schließen — den «Kapitalismus» als eine «historische Form

der Marktwirtschaft» (Röpke), die mit ihren Resten plutokratisch-feudaler Eigenart überwunden werden muß. So sagt auch Walter Eucken: «Die Notlage der Arbeiter, die Marx eindringlich und richtig schilderte, ist von ihm unrichtig erklärt worden.» Denn «die soziale Frage erhielt durch die Formen der Arbeitsmärkte ihren Charakter». Da der «Kapitalismus» in enger Verbindung mit dem Industriesystem gesehen wird, fehlt in dem Sammelband die Behandlung des Agrarproblems, das bei dem Übergang von der Bedarfsdeckungswirtschaft zur Verkehrswirtschaft in der frühkapitalistischen Form der Gutsherrschaft erwuchs, das Problem der unfreien Landarbeiter. Gemäß der hier in

besonderem Sinne angeschnittenen Werturteilsfrage geht es aber nicht nur um die Objektivität der Darstellung, sondern auch um das Verhältnis von Wissenschaft und Politik, das nach neoliberaler Auffassung nicht in einer Weise neutralisiert werden darf, die die moralische Verantwortung ausschaltet.

Es wird interessant sein, das Echo auf diese bedeutsame Fragestellung zu verfolgen, und es ist zu hoffen, daß die Resultate einer breiteren Diskussion dahin tendieren, «die mythische Figur des ‚Kapitalismus‘» (Eucken) als historische, die soziale Gestaltung der marktwirtschaftlichen Ordnung als aktuelle Frage zu behandeln.

Wolfram Dürr

Public Relations

Wer Gelegenheit hat, die amerikanische Wirtschaftspolitik und das Wirtschaftsleben in den USA selbst zu studieren, erklärt sich immer wieder von der Tatsache überrascht, daß sowohl zwischen den Arbeitnehmern und den Arbeitgebern als auch zwischen ihren Verbands-Organisationen *keine eigentlichen weltanschaulichen Auseinandersetzungen* feststellbar sind. Von unbedeutenden Ausnahmen abgesehen, anerkennen beide Partner die *liberale Wirtschaftsdoktrin* als einzig mögliche, gewissermaßen als natürliche Grundlage des vernünftigen Wirtschaftens. Man behandelt die Unternehmerschaft als nicht zu ersetzende Komponente des amerikanischen Wirtschaftspotentials und bringt ihr großes Verständnis und Vertrauen entgegen, so daß sie einen Goodwill für ihre Tätigkeit genießt, der in europäischen Ländern seinesgleichen sucht.

Wer nach den Gründen für diese gegenüber unsern Verhältnissen andersgeartete Bewertung der Unternehmerschaft forscht, der begegnet auf Schritt und Tritt vor allem einem großen Unterschied. Der Durchschnittsamerikaner hat im Gegensatz zum Schweizer eine lebendige Beziehung zu den Unternehmungen. Er interessiert sich für die Geschehnisse innerhalb der verschiedenen Betriebe, kennt deren interne und externe Tätigkeit und verlangt nicht selten von der Geschäftsleitung ganz bestimmte Aufschlüsse, die er auch bereit-

willigst erhält. Dieser *persönliche Kontakt*, der in der Schweiz oft sogar innerhalb der Betriebe auf Schwierigkeiten zu stoßen scheint, ist das Resultat der sogenannten *Public Relations*.

In jüngster Zeit begegnet man nun auch in der schweizerischen Fachpresse, ja sogar in einigen Tageszeitungen diesem neuen Wirtschaftsprinzip, doch fehlt es im allgemeinen an einer genauen Kenntnis des wahren Wesens der *Public Relations* und deren überragender Bedeutung für das einzelne Unternehmen und die gesamte Volkswirtschaft. Diese Lücke vermag eine kürzlich im *Emil Oesch Verlag* (Thalwil) erschienene Arbeit, die einen Überblick über das gesamte Gebiet der *Public Relations* vermittelt, zu schließen. Die beiden Autoren Dr. *Charles R. Metzler* und Dr. *Alfons Helbling* verstanden es, ein Standardwerk zu schaffen, das zwar die in Amerika längst existierenden Universitätsfakultäten für *Public Relations* nicht zu ersetzen vermag, das aber jedem Unternehmer eine neue Welt eröffnen dürfte. Übrigens ist es ihnen auch gelungen, eine *Schweizerische Public-Relations-Gesellschaft* ins Leben zu rufen, deren namhafte Wirtschaftsfachleute angehören. Am 3. Juni hielt die Gesellschaft in Zürich-Wollishofen ihre erste Generalversammlung ab, deren anwesende Mitglieder einen repräsentativen Querschnitt durch die schweizerische Wirtschaft darstellten.

In einem ersten Teil der zu besprechenden Arbeit wird kurz auf die Entwicklungsgeschichte der Public Relations hingewiesen und deren Notwendigkeit und Bedeutung begründet. Der zweite, mehr praktische Teil, behandelt die Public-Relations-Tätigkeit in bezug auf einzelne wichtige Publikumsgruppen eines industriellen Betriebes, und der dritte Teil schließlich illustriert gewissermaßen als Anhang die Wichtigkeit der aufgezeigten Erkenntnisse anhand von Zitaten, Beispielen und Erfolgen¹⁾.

Im Gegensatz zur Werbung, die durch die Public Relations niemals ersetzt werden kann, liegt das letzte Ziel des neuen Wirtschaftsprinzips nicht in der öffentlichen Beachtung, sondern in der Schaffung von Vertrauen, Achtung und Verständnis und damit in der Steigerung der gesellschaftlichen Leistungsfähigkeit eines Unternehmens. Da jede Unzufriedenheit der öffentlichen Meinung sich in irgend einer Form auswirkt, sei es in staatlichen Interventionen, in systemsfremden Ideologien, in Streiks, sei es in direkten oder indirekten Angriffen auf das Unternehmertum, betrachten die Public Relations ihre *Hauptaufgabe* in der Feststellung der kritischen Situationen und darauf aufbauend in der Anwendung jener Mittel, die deren Ursachen beseitigen oder deren Folgen vermindern.

Die öffentliche Meinung stellt eine Macht dar, mit der ein Unternehmen dauernd zu rechnen hat, so daß es sich wahrlich lohnt, sie zu analysieren und zu pflegen. Das kann man aber nur, wenn man einerseits die Folgen des eigenen Planens und Handelns voraussehen und berücksichtigen kann und andererseits ein Aktionsprogramm durchführt, das

¹⁾ Vgl. Besprechung des Buches «Public Relations» von Ernst Vogel, Aprilheft 1953, S. 64.

Goodwill, Verständnis und Unterstützung schafft, fördert und erhält. Es ist selbstverständlich, daß ein solches Programm vielgestaltige Maßnahmen erfordert, denn es soll nicht nur die Beziehungen zur Allgemeinheit erfassen, sondern auch jene besonderen zu den Arbeitnehmern, den Kunden, Lieferanten, Aktionären, Verbänden, zur Standortsgemeinde, zur Jugend, zur Presse, zur Gesamtindustrie, zur Regierung usw.

Jede einzelne Gruppe muß zum Goodwillträger der Unternehmung werden, und das bedingt verschiedene, spezifisch abgestimmte, kontinuierliche Aktionen der Geschäftsleitung, respektive des Public-Relations-Departement. Diese Stelle ist es, die die öffentliche Meinung für die Geschäftsleitung abhorcht, analysiert und interpretiert, dadurch die Art der Geschäftspolitik bestimmt und diese wiederum in verständlicher Weise den verschiedenen Publikumsgruppen darlegt.

Selbstverständlich stellen die Public Relations keine Wundermittel dar, die alle Schwierigkeiten von heute auf morgen aus dem Wege räumen, oder gar die Dividenden verdoppeln könnten. Sie sind aber, wie die Autoren mit Recht betonen und wie uns der wirtschaftspolitische Gesinnungswandel des amerikanischen Volkes auf Grund der jahrzehntelangen Experimente praktisch bestätigt, «einer der fundamentalen Faktoren, die einen Betrieb erfolgreich zu gestalten vermögen. Sie sind die tragenden Geschäftsprinzipien, die Goodwill, Verständnis und Unterstützung schaffen für ein Unternehmen, seine Arbeitnehmer und seine Produkte. Sie wollen aus einem anonymen Betrieb einen ‚guten Bürger‘ machen, der bekannt ist für ganz bestimmte Prinzipien. Sie wollen Ideen verbreiten, die den Geschäftsoperationen wie dem Publikum förderlich sind».

Heinz Schmutz